

(Nachdruck verboten.)

## 78) Der Manksmann.

Roman von Hall Caine. Autorisierte Uebersetzung.

„Komm“, sagte Philipp, Petes Arm ergreifend.  
„Darf ich mich auf Dich stützen, Philipp?“ sagte Pete, und der sonst so kräftige Bursche ging schwankend die Treppe hinunter.

Sie setzten sich einander gegenüber an das Kaminfeuer und ließen die Treppentüre offen, um alles, was oben vorging, hören zu können.

„Geh Du zu Bett, Nancy“, sagte die Stimme Grannies.  
„Wer weiß, wie bald Du gebraucht wirst.“

„Dann wecken Sie mich aber um zwölf Uhr, Grannie — wecken Sie mich ganz bestimmt!“

„Der arme Petel Und er hat nicht so unrecht. Wie heißt es denn? Passet die Kindlein —“

„Aber Cäsar wird diesmal wohl recht behalten, Grannie. Das Herzenskind ist so gewiß wie was vom Tod gezeichnet. Ich habe die Krähe, die sich beim Hochzeitsfest einfand, über des Kindes Kopf fliegen sehen, als es das lehtemal aus war.“ Pete hörte aufmerksam zu. Philipp starrte gedankenlos in das Feuer.

„Ich wußte mir nicht zu helfen, ich konnte wirklich nicht anders“, flüsterte Pete nach der andern Seite des Kamins hinüber. „Wenn einer ein krankes Kind hat, so liegt kein Trost darin, vom Heil der Seele zu sprechen. Man will ja doch nicht die Seele, sondern das Kind; nicht wahr, so ist es?“

Philipp gab eine verworrene Antwort.

„Natürlich kann ich nicht von Dir verlangen, daß Du mich verstehst, Philipp. Du bist ein großer Mann, ein gescheiter Mann und ein Mensch von Gefühl, aber das kannst Du doch wohl nicht begreifen — wie solltest Du auch? Der unreifste Gelbschnabel von einem Vater, der nur halb bei Verstand ist, ist Dir darin voraus, Phil. Verlaß Dich drauf. Nur jemand, der ein eignes Kind hat, weiß, was es bedeutet. Etwas ruft ihm zu, es ist die Stimme des Blutes — es ist — Ich weiß nicht, ob ich es selbst richtig verstehe —“

Jedes Wort, das Pete sagte, war wie ein zweischneidiges Schwert. Philipp atmete schwer.

„Du kannst den Schmerz eines andern mitfühlen, Gott verhüte, daß Du je selbst solchen Kummer hast. Die Bücher sind Deine Kinder, und wer nichts Besseres kennt, ist gut daran. Denn die armen Kleinen matt und krank zu wissen, sie leiden und verfallen zu sehen und nicht im stande zu sein, ihnen zu helfen, wenn sie immer wieder rufen und um Mitleid bitten ohne Unterlaß, immer wieder — ich kann Dir nicht sagen, was —“

Philipp war der Hals wie zugeschnürt. Er glaubte, daß er sich im nächsten Augenblick verraten würde.

„Vielleicht hat der Doktor doch recht. Das Kind mag wohl nicht mehr bei uns bleiben, weil seine Mutter tot ist; möglich, daß es sich fortseht, das arme Ding. Und wer weiß, ob nicht die Mutter da drüben am Ufer auf den kleinen Engel wartet und wartet und das Kind lockt und lockt. — Ich habe schon von dergleichen gehört.“

Philipp ächzte. Der Kopf drohte ihm zu zerspringen. Seine Füße waren kalt wie Eis. Eine große Furcht überkam ihn. Es war nicht Pete allein, mit dem er im Kampfe lag. Bei diesem Durchforschen und Zerleischen des Herzens, das jeden Gedanken bloßlegte und jede Wunde aufriß, trat er mit Gott selbst in die Schranken.

Die Glocke der Kirche fing an zu läuten.

„Was ist das?“ rief Philipp. Es hatte ihm wie Grabgeläute geklungen.

„Diel Verree“, sagte Pete. Die Glocke läutete den alten Mantischen Gottesdienst ein, bei dem die Weihnachtslieder gesungen werden. Petes Erinnerungen wurden wach. Er erzählte von seinen Weihnachtsabenden in der Ferne, wo es Sommer war statt Winter, wo kein Schnee auf dem Boden lag, sondern Früchte an den Bäumen hingen, und Leute, mit denen er vorher noch niemals gesprochen, ihm die Hände geschüttelt und ein glückliches Weihnachtsfest gewünscht hatten.

Zulezt schlief er vor äußerster Ermattung und Trostlosigkeit, die nur durch Philipps Anwesenheit wohlthätig gemildert wurde, auf seinem Stuhle ein.

Die Nacht verging, im Haus blieb alles ruhig; nur das heisere Köcheln der beschleunigten Atemzüge des Kindes tönte von oben herab.

Ein böser Gedanke in frommem Gewande bemächtigte sich Philipps. „Gott ist weise“, sagte er sich. „Gott ist barmherzig. Er weiß, was uns allen zum besten dient. Was sind wir arme, ohnmächtige Geschöpfe, daß wir ihn zu bitten wagen, seine großen Zwecke zu ändern? Es ist vergeblich, es ist nutzlos. . . So lange dies Kind lebt, giebt es für uns keinerlei Sicherheit. Stirbt es, so kann Frieden und Ruhe eintreten und die Möglichkeit eines erfreulichen Zustandes. Die Mutter muß ihm schon im Tode vorangegangen sein, und so würde das dunkle Kapitel unfres Lebens endlich geschlossen werden. Gott ist weise. Gott ist allgütig!“

Das Kind stieß einen schwachen Schrei aus, und Philipp schlich hinaus um nachzusehen. Grannie war auf ihrem Sitze eingeschlummert, und die kleine Katharine lag auf dem Bett. Eine mißachtete Puppe trieb sich mit dem Kopf zu unterst auf der Bettdecke herum. Das Feuer war ausgebrannt und der Kessel hatte aufgehört zu dampfen, es glimmte nur noch unter der Asche. Man hörte kein Geräusch in der Stube außer dem fliegenden Atem des Kindes, der dem Raseln einer Feile gleich, und zuweilen einen schwachen Hustenanfall.

Philipp schlich geräuchlos hinein, kniete am Kopfende des Bettes nieder und beugte sich über das Kissen. Ein Licht, das auf dem Kaminofen brannte, warf seinen Schein auf das Kinderköpfchen. Die Züge waren verzerrt, die schmalen Nasenlöcher pulsierten unaufhörlich, auf der Lippe standen Schweißperlen, die schöne runde Stirn war feucht, und die seidig glänzenden Härchen klebten zusammen.

Philipp glaubte, das Kind läge im Sterben, und mit seiner häßlichen Trümmigkeit war es aus. Jetzt regte sich etwas auf dem Bette. Eine kleine Hand, die fest zusammengeballt auf der Brust gelegen hatte, kam über die Decke und glitt ausgestreckt und offen vor ihm herab. Es erschien ihm wie ein stummer, klägliches Hilferuf, und die unterdrückte Zärtlichkeit des Vaterherzens gewann die Oberhand. Ihr Kind — sein Kind war dem Tode nahe, er sah daneben und wagte noch immer nicht, sich dazu zu bekennen.

Eine neue Furcht überfiel ihn. Nein, des Kindes Tod gab keine Sicherheit, keinen Frieden, keine Ruhe. Es war nur ein Jrrwahn. Starb das Kind, so würde er sich sicherlich verraten. „Mein Kind! mein Liebling!“ würde er schreien, „Räthe meiner Räthe!“ Er würde sich nicht länger beherrschen können und alles heraus sagen, was sich ihm unwiderstehlich auf die Lippen drängte. Das schwarze Geheimnis, am Rande eines offenen Grabes zu enthüllen, müßte schrecklich, entsetzlich, grauenhaft sein. „O, habe Erbarmen, Herr, laß sie am Leben!“

In einer Angst, die an Wahnsinn grenzte, ging er hinab und schüttelte Pete bei den Schultern, um ihn zu wecken.

„Komm rasch“, sagte er.

Pete öffnete die Augen mit verstörtem Blick. „Es geht besser — nicht?“ fragte er.

„Nur Mut!“ sagte Philipp.

„Geh's schlechter?“

„Auf Leben und Tod. Wir müssen etwas versuchen, das ich auf meiner Reise gesehen habe.“

„Guter Gott! und ich habe geschlafen! Nette sie, Philipp. Du bist stark, Du bist geschickt —“

„Um Gottes willen, schweig still! Rasch einen Kessel kochendes Wasser — eine wollene Decke — heiße Handtücher.“

„O, Du bist ein Freund in der Not, Du wirst sie retten. Die Aerzte wissen ja nichts.“

Zehn Minuten später fing das Kind leise zu weinen an, hustete, warf losen Schleim aus und erwachte aus dem betäubten Zustand, in dem es eine Woche lang gelegen hatte. In weiteren zehn Minuten sah es in heiße Handtücher gewickelt auf Petes Knie vor einem prasselnden Feuer, öffnete die Augen, spitzte das Mündchen und gab ein paar unverständliche Laute von sich.

Jetzt wachte Grannie erschrocken auf und war außer sich

darüber, daß sie geschlafen hatte. „Aber du meine Güte," rief sie mit aufgehobenen Händen, „das Engelskind hat sich ja wunderbar erholt!"

Auch Nancy kam jetzt auf Strümpfen herbei, gähnend und sich die Augen reibend. Als sie die Veränderung sah, die mit der Kleinen vorgegangen war, erhob sie ein Freudengeschrei und klatschte in die Hände. Die Uhr in der Küche schlug eben zwölf, die Glocken hatten wieder zu läuten begonnen; man hörte die Sängler aus der Kirche kommen, der leichte Schnee auf der Straße knisterte unter ihren Tritten; draußen stimmten sie die alten Weihnachtslieder an zur Feier des anbrechenden Festtags.

Der Doktor sah auf dem Heimweg herein und beglückwünschte sich wegen der eingetretenen Besserung. Die Krisis war überstanden, das Kind war gerettet.

„Viel besser, viel besser," sagte er vergnügt. „Ich dachte mit Wohl, daß wir sie über den Berg bringen würden."

„Es ist der Deemster, dem wir's zu danken haben," rief Pete, der die kleine Katharine durch die Franzsen der sie umhüllenden Handtücher anblies und ihr zulachte. „Er hätte nicht mehr für die Kleine thun können, wenn sie sein eignes Fleisch und Blut gewesen wäre."

Philipp wagte nicht zu sprechen. Er eilte in stürmischer Erregung hinweg. „Noch nicht," dachte er, „noch nicht." Die Zeit, sich zu entdecken, war für ihn immer noch nicht da. Sie war aber so gewiß wie der Tod, sie wartete irgendwo seiner. Irgendwo und irgend einmal — an irgend einem Tage, an irgendwelchem Ort. Vielleicht hatte sein Auge den Tag schon im Kalender gesehen, sein Fuß den Ort betreten, ohne daß er es wußte. Irgendwo und irgend einmal mußte es offenbar werden.

Die Nacht schlief Philipp in der „Bischöfsmilch", und am nächsten Morgen ging er hinauf nach Vallure.

#### IV.

Der Gouverneur konnte Lynwald nicht vergessen. Er stellte sich die Demütigung, die er an jenem Tage erlitten, weit größer vor, als sie in Wirklichkeit war, und glaubte, er habe allen Einfluß auf der Insel verloren. So verkaufte er denn Pferde und Wagen und benahm sich auch sonst wie jemand, der erwartet, bald abberufen zu werden.

Gegen Philipp zeigte er keinen Groll. Und doch hatte er sich in dem Deemster nicht bloß an jenem Tage getäuscht, als er der Urheber seiner Schmach wurde. Auch seine leise Hoffnung, daß Philipp sein Schwiegersonn werden könne, war schlagartig zerfallen. Als ihm aber das Werkzeug seiner Hand den Dienst versagte, als es sich zu groß für einen Stab und zu knorrig für eine Stütze erwies, versuchte er nicht, es zu zerbrechen. Mochte ihn nun seine Charakterstärke oder sein Stolz als Ehrenmann dazu treiben, jedenfalls hörte er nicht auf, Philipp mit Gunstbezeugungen zu überschütten. Als er zu Anfang des neuen Jahres mit Frau und Tochter nach London ging, ernannte er Philipp zu seinem Stellvertreter.

Philipp mißbrauchte die ihm übertragene Macht nicht, und die Bewohner der Insel erkannten den hochbegabten Mann, der der Enkel des einzigen großen Mannsmanns des Jahrhunderts war, bereitwillig an. Die einzige Schwachseite, die sich an ihm finden ließ, war seine schwermütige Sinnesart. Diese steigerte aber noch das Interesse für ihn, wenn sie auch seiner Volkstümlichkeit Abbruch that. Die Damen stützten unter einander, daß er der Liebe zum Opfer gefallen sei und sein Herz „im Grabe liege". Er vergaß auch seine alten Kameraden nicht, und man äußerte sich mit Wohlwollen darüber, daß einer seiner Freunde ein einfacher Fischer war, ein Vetter von außerordentlichem Herkommen, der auf thörichte Weise sein Vermögen durchgebracht hatte.

Am St. Brigittentage hielt Philipp ein Deemstergericht in Ramsen. Der Schnee war geschmolzen und die Erde atmete Frühlingsdüfte, obgleich die Beilchen noch in den Knospen steckten. Die Sonne, die man seit Wochen nicht gesehen hatte, war an diesem Tage durchgebrochen, die Luft war warm und der Himmel blau. Im Innern des Gerichtshauses waren die oberen Bogensfenster niedergelassen worden; die Sonne schien auf den Deemster, der auf erhöhtem Sitze saß, und der Frühlingswind spielte mit seiner silberweißen Perücke. Zuweilen, wenn die schnarrenden Stimmen schwiegen, hörte man draußen auf dem Rasenplatze die Vögel in den Bäumen singen.

Die Verhandlung war zeitraubend und zog sich sehr in die Länge. Es war die gerichtliche Untersuchung gegen den schwarzen Tom. Während der Epidemie, welche die Insel

heimgesucht hatte, war er als Wunderdoktor aufgetreten. Zuerst hatte der Bürgermeister ihn vor Gericht gefordert und ins Gefängnis setzen lassen. Er war auf Petes Bürgschaft hin aus der Haft befreit worden, hatte sich aber durch einen Fluchtversuch dieser Vergünstigung wieder verlustig gemacht. Der Zeugen waren sehr viele, und da manche aus weiter Ferne kamen, war es wünschenswert, die Sache noch am selben Tage zu Ende zu bringen. Um fünf Uhr abends erhob sich der Deemster und sagte: „Der Gerichtshof wird sich auf eine Stunde zurückziehen, meine Herren."

Philipp nahm im Deemsterzimmer einige Erfrischungen ein, die Jem-y-Lord ihm brachte; dann legte er die Perücke und das Amtskleid ab und schlüpfte hinten durch den Gefängnishof und um die Ecke herum nach dem Ulmenhaus.

Es war jetzt schon dunkel. Das Haus wurde nur vom Schein des Kaminfeuers erhellt, der wie ein Irtwisch über das Fenster der Halle huschte. Zu seiner Ueberraschung vernahm Philipp beim Eintreten ganz ungewöhnliche Töne. Man lachte drinnen, dann wurde gefungen, dann wieder gelacht. Unbemerkt hatte er die Vorhalle erreicht; die Thür stand offen, er blickte hinein und lauschte.

So leer hatte er die Stube noch nie gesehen, ein Tisch, drei Stühle, eine Wiege, ein Kleiderschrank und der Geschirrschrank in einer Ecke war alles, was sie enthielt. Nancy saß am Feuer mit dem Kind auf dem Schoß. Pete lag platt auf dem Fußboden, der mit Dinsen bestreut war, und sang:

„O heilige Brigitte, komm, komm zu uns heut,  
Der Plur ist gesegnet und mit Dinsen bestreut."

Dann kroch er wie ein großer Junge auf allen vieren, wackelte mit dem Kopf, brummt wie ein Bär und kam in kleinen Sätzen und Sprüngen auf das Kind zu, das sich auf Nancys Schoß vor Vergnügen wälzte, lachte und quiekte, bis ihm der Atem verging.

„Nun genug, Du großes Ungetüm, hör auf!" rief Nancy. „'s ist nicht gut für die Kleine, wahrhaftig nicht."

Doch Pete konnte sich die Freude noch nicht versagen, die Lust des Kindes zu sehen. Er führte auf dem Boden der Stube eine große Schwentung aus, kam dann, auf der Suche sitzend, zurückgehüpft und bellte dabei wie ein Hund. Das Kind aber lachte und jauchzte, so laut es die kleine Kehle vermochte.

Philipps eigne Kehle schwoll bei dem Anblick, und das Herz in der Brust that ihm weh. Er empfand denselben Schauer wie damals, nur noch schmerzlicher, noch voller von eifersüchtigem Verlangen. Dies war kein Ort für ihn — er wollte wieder gehen. Im Begriff, seine Absicht auszuführen, wurde er jedoch von Pete bemerkt, der jetzt auf dem Rücken am Boden lag und das Kind über sich auf und nieder schwenkte, als spiele er eine Zieharmonika, oder es hin und wieder fahren ließ wie ein Weberschiffchen.

„Meiner Treu, der Deemster! Nur immer herein, herein!" rief Pete, sobald er ihn erblickte. Dann reichte er Nancy das Kind und sprang in die Höhe.

Philipp trat mit sehnsüchtigem Verlangen ein und setzte sich Nancy gegenüber auf einen Stuhl.

„Du wirst Dich über mich wundern, Deemster, das weiß ich", sagte Pete. „Wundre ich mich doch wahrhaftig über mich selbst. Ich glaubte, nie wieder einen frohen Tag zu erleben; denn selbst wenn der Himmel je wieder blau würde, war doch mein Herz gebrochen. Doch wie sagt unser Maritimer Dichter? „Mein Will' ist nur der deine, Herr —". So geht es auch mir, 's ist die volle Wahrheit, und seit die Kleine wieder wohl ist, bin ich mein Lebtag noch nie so glücklich gewesen."

Philipp murmelte etwas Gleichgültiges und gab der Kleinen seinen Daumen zu halten, den sie mit ihren Fingern umklammerte, als hätten sich die weichen Zühlhörner einer Seeanemone daran festgesaugt.

Pete zog den dritten Stuhl heran, und das ganze Gespräch drehte sich jetzt um das Kind. „Sie wächst zusehends", sagte Philipp heiser.

„Und wird fürchterlich klug," meinte Pete. „Ich sag' Dir, das Kind hat ein Gedächtnis wie ein Kalender. Wahrhaftig, Du kannst mir's glauben. Hör nur einmal. Was sagt die Kuh, Schäkchen?"

„Muh—h!" machte die Kleine.

„Siehst Du!" rief Pete ganz entzückt.

„Sie weiß aber auch, was der Hund sagt," fiel Nancy ein. „Was sagt Dempster, mein Liebchen?"

„Bau — wau!" machte das Kind.

„Wunderbar!“ sagte Pete, sich voller Staunen über der Kleinen übernatürliche Weisheit zu Philipp wendend. „Nimm nur einmal Tom Homm's Jungen, der doch auch ein ganz hübsches Kerlchen ist und noch dazu sechs Wochen älter; aus dem läßt sich noch nicht ein Wort herausbringen.“

Der Hund war unter dem Tische herborgekommen, sobald er merkte, daß von ihm die Rede sei. Das Kind pappelte etwas zu ihm nieder und spielte dann mit seinen eignen Füßchen, wobei es wie ein Käbchen schnurrte und von Nancy's Schoß hinabzurutschen suchte.

„Herr meines Lebens! Ist's nicht gerade, alle hätte man einen Mal zu warten?“ rief Nancy. „Bist Du nun ruhig sein?“ Und sie zog die Kleine auf ihren Sitz zurück.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Der deutsche Anthropologen-Kongreß

fand in den letzten Tagen zu Dortmund statt. In den Verhandlungen spielte die Frage des Hirngewichts und ihres Zusammenhangs mit der geistigen Befähigung eine gewisse Rolle. In dem wissenschaftlichen Jahresbericht wurde die umfassende Untersuchung von Marchand erwähnt, der 1234 Gehirne gewogen hat; bei erwachsenen Männern wog es im Durchschnitt 1405 Gramm, bei erwachsenen Frauen 1275 Gramm, und zwar hängt dieser Umstand nicht von der geringeren Körpergröße der Frauen ab; das Frauengehirn ist auch bei gleicher Körperlänge stets kleiner und leichter als das Gehirn des Mannes. Die geistige Befähigung steht jedoch nach Marchand damit nicht in Zusammenhang, vielmehr ist die geringere Größe des Gehirns nur der Ausdruck der Thatsache, daß sich an der von der männlichen verschiedenen Organisation des weiblichen Körpers das Gehirn ebenso beteiligt wie andre Organe. Nur wenn ein kleines Gehirn das Zeichen einer zurückgebliebenen Entwicklung ist, ist es mit geringer geistiger Befähigung verbunden.

Dieses Urteil von Marchand wurde durch andre Darlegungen und Demonstrationen bestätigt. So demonstrierte Prof. Kante, der über Verbrechergehirne sprach — aus China standen ihm mehrere Gehirne von hingerichteten Raubmördern zur Verfügung —, daß Verbrecher allerdings häufig ein abnormales Hirngewicht zeigen, jedoch ebenso häufig ein abnorm schweres, wie ein abnorm leichtes.

Besonders interessant ist in dieser Beziehung das Gehirn des berühmten Philosophen und Mathematikers Leibniz, über dessen kürzlich aufgefundenen Gebeine Prof. Waldeher berichtete. Merkwürdigerweise war eine vollständige Sicherheit über die im Grabgewölbe der Mariäthaler Kirche zu Hannover aufgefundenen Knochenreste nicht zu erlangen, so daß eine anthropologische Untersuchung der Ueberreste den Zweifel lösen mußte. Die Weirnochen ließen gichtische Veränderungen bemerken, und thatsächlich war Leibniz im hohen Alter von der Gicht sehr geplagt; der Schädel weist slavischen Typus auf, was mit der polnischen Abstammung des Philosophen übereinstimmt. Er starb im Jahre 1716 und wurde erst mehrere Wochen nach dem Tode — so lange hatte die Leiche unbeerdigt in einem Gewölbe gestanden — beigelegt; aus welchen Gründen diese späte Beisetzung erfolgte, ob etwa die Kirche wegen der Denkweise Leibniz', der sich übrigens stets die redlichste Nähe gegeben hatte, keinen Anstoß zu erregen, irgend welche Schwierigkeiten erhob, ist nicht bekannt.

Sehr interessant ist nun der Umstand, daß der Schädelinhalt von Leibniz nur 1450 Kubikcentimeter beträgt, woraus sich das Gehirngewicht zu etwa 1800 Gramm berechnet; es bleibt also sehr erheblich hinter dem Durchschnitt zurück. Dabei gehörte Leibniz unstreitig zu den hervorragenden Köpfen aller Zeiten; so ist, um nur eines zu erwähnen, die Differentialrechnung wesentlich von ihm mitgeschaffen und erweitert worden.

Eine andre Reihe von Vorträgen beschäftigte sich mit der Entwicklung des Menschen und seiner Verwandtschaft mit dem Affen. Prof. Klaatsch, der über die Variationen am Skelett des jetzigen Menschengeschlechts sprach, führte aus, daß der Schädel nicht wie bisher für sich allein, sondern nur im Zusammenhang mit dem übrigen Skelett untersucht werden müsse. Gerade diese Untersuchung hat verschiedene Rassenunterschiede ergeben, vor allem aber gezeigt, daß das menschliche Skelett nichts Fesseltes, zum Abschluß Gelangtes ist, sondern beständig Variationen teils vor-, teils rückwärtiger Natur erleidet; so ist das Gebiß bei den höheren Menschenaffen unverkennbar in einem Rückbildungsprozeß begriffen. Um die Abweichungen der fossilen Menschenreste von dem jetzigen Menschen richtig beurteilen zu können, muß man die Unterschiede der jetzt lebenden höheren und niederen Rassen kennen.

Besonders wichtig sind in dieser Hinsicht die Eingeborenen Australiens, bei denen die niederen Merkmale des Skeletts sehr deutlich hervortreten. Ihre Weirnochen zeigen zwar die Fähigkeit zum aufrechten Gang, doch haben sie sowohl am Unter- wie am Oberextremitäten eine Reihe von Merkmalen, an denen man klar erkennt, daß sie noch nicht jene vollständige Anpassung an den aufrechten Gang erfahren haben, wie dies beim Europäer der Fall ist. Auch die Wirbelsäule zeigt interessante Abweichungen von der

der höheren Rassen; durchweg sind die Wirbel in fast allen Dimensionen etwa um ein Viertel kleiner, als bei den letzteren.

Alle Merkmale niederer Rassen geben aber nicht etwa eine Annäherung an die entsprechenden Verhältnisse von gegenwärtig lebenden Affen. Klaatsch erläßt hierin eine Bestätigung seiner Ansicht, daß die Menschen und Anthropoiden (menschensähnlichen Affen) nur an der Wurzel ihres Stammbaumes zusammenhängen, daß aber, nachdem durch die Umbildung des Kletterfußes einmal die spezifische menschliche Entwicklungsrichtung eingeschlagen war, die Ausbreitung über die Erde und damit an vielen Stellen die von einander unabhängige Ueberwindung der niederen Zustände und eben deshalb eine so reiche Ausbildung von Rassenmerkmalen stattgefunden hat.

Prof. Kollmann vertrat dieselbe Auffassung wie Klaatsch; auch er ist der Meinung, daß die Varietäten des Menschen während der Wanderungen entstanden seien. Wenn z. B. im Norden Europas sich der blonde, im Süden der brünette Typus entwickelt hat, so wird man nicht gut besondere Schöpfungen annehmen können, sondern an Varietäten aus einer gemeinsamen Form denken müssen, wie ja auch z. B. die lokalen Besonderheiten der Forellen verschiedener Gebirgsseen darauf zurückgeführt werden, daß das Zurücktreten des Wassers zur Diluvialzeit die Gewässer isolierte, und so die Ausbildung lokaler Verschiedenheiten ermöglicht wurde.

In einer dritten Reihe von Vorträgen wurden speziell Ausgrabungen in Deutschland vorgeführt, durch welche besonderes Licht über die alten Befestigungen verbreitet wurde, denen man bisher ziemlich ratlos gegenüberstand, da man nicht wußte, aus welcher Zeit sie stammten und zu welchem Zweck sie angelegt waren. Vielfach nahm man sie ihres regelmäßigen Grundrisses wegen als römisch in Anspruch, so die Humannsburg und das sogenannte Dolberger Lager, beide bei Hamm gelegen, die mit voller Sicherheit seit vier Jahren als befestigte fränkische Gutshöfe aus der karolingischen Zeit erkannt wurden. Seit der Zeit suchte man nach einem römischen Kastell nur noch lippeabwärts von Hamm und fand so die großen römischen Anlagen bei Haltern, über welche Prof. Kopp berichtete. Durch die dort vorgenommenen Ausgrabungen konnte festgestellt werden, daß ein Römerlager daselbst vorhanden war, das etwa 4 Hektar bedeckte. Ein zweites noch größeres Lager ist zwei Kilometer vom Amberg aufgedeckt worden, das bis jetzt noch nicht genügend untersucht ist. Ueberhaupt werden weitere Ausgrabungen an der Lippe noch weitere römische Befestigungen erschließen und die Altertumskunde in Deutschland erheblich bereichern.

Aber durch die oben erwähnte Erkenntnis lernte man auch die alt-germanischen Befestigungen besser scheiden. Man erkannte die karolingischen befestigten Gutshöfe, wie die Heisterburg an der Deister, die Wittelsburg bei Rulle, die Hünenburg bei Stadloh; daneben aber erkannte man eine Gruppe von Volksburgen, indem man von denjenigen ausging, die den Sachsen in den Kriegen gegen Karl den Großen gedient haben. Die größte derselben ist die Erzburg, die sich später zur Stadt entwickelt hat. Diese Burgen liegen auf hohem Berge und haben nur von einer Seite einen Zugang. Das Bergplateau ist rings mit einem Wall umgeben, dessen Thor stets mit einem Zwinger versehen ist, einer Art vorgeschobener Bastion, die ein Vorwerk der Hauptbefestigung bildete, aber auch dazu dienen konnte, die stürmenden Feinde von allen Seiten einzuschließen.

Diese Burgen wurden nicht ständig bewohnt, sondern nur bei drohender Gefahr aufgesucht; erst Heinrich I. hat das ständige Wohnen innerhalb einer Befestigung eingeführt. Bekanntlich erhielt er davon den Beinamen: Städte-Erbauer. Die Burgen unterstanden den Gaugrafen; in späterer Zeit haben sie sich mehrfach, wie die Hohenstauburg, Jburg, Brunsburg, zu Dynastenburgern entwickelt. —

Bt.

## Kleines Revueleton.

ek. Zur „Psychologie“ der Museumsbesucher. Wohl jeder, der namentlich in diesen Tagen der Hochzeit fremde Museen besucht hat, wird auch Gelegenheit zu allgemeinen Betrachtungen über die Museumsbesucher gefunden haben. Es giebt da ganz bestimmte Typen, die in allen Städten wiederkehren. Der wichtige Miguel Zamacois, der im „Gaulois“ seine kleinen Spöttereien schreibt, hat auf einer Reise nach Belgien und Holland seine psychologischen Studien über diese Museumsbesucher angestellt und giebt uns seine Resultate in einer ergötzlichen Plauderei zum besten. „Man kann sich nicht vorstellen“, schreibt er, „wie viel verschiedene Arten Besucher von Museen es giebt; fast ebenso viel wie Charaktere und Temperamente. Die bekanntesten sind die Methodischen. Sie grasen gewissenhaft nach ihrem Führer die Lebenswürdigkeiten der Stadt, durch die sie kommen, ab; der Führer hat ihnen eingestrichelt, am zweiten Tage ihres Aufenthalts um 10 Uhr die Gemäldegalerie zu besuchen, und pünktlich stellen sie sich zur festgesetzten Stunde ein. Mit dem Buch in der Hand überschreiten sie die Schwelle des Heiligtums, orientieren sich, betreten den Saal Nr. I und halten sich streng nach der Vorschrift an der Wand zur Rechten. Vor den als Meisterwerken bekannten Bildern verammelt das Familienhaupt, zugleich Träger des Führers, die zerstreuten Familienmitglieder um sich, wie eine Henne ihre Küchlein. Halb laut liest er, während alle andächtig zuhören. . . . Durch die Pracht der dekorativen Wirkung und die Gewalt des Ausdrucks nimmt dieses Bild eine der ersten Stellen unter

den Werken des Meisters ein. Man bemerke den ergreifenden Ausdruck der Person links. . . Alle Köpfe wenden sich nach links und scheinen sofort den ergreifenden Ausdruck seinem Werte nach zu würdigen. . . Gewöhnlich zeigt einer noch mit dem Finger, um jeden Irrtum zu vermeiden, auf die Persönlichkeit, von der die Rede ist. . . Der Einzelgänger ist gewöhnlich ein Sammler, ein gebildeter Amateur, ein für Kunst Begeisterter, ein Kritiker oder ein Professor. Er liebt die Malerei, geht von Bild zu Bild und verachtet auch nicht die nicht im Führer erwähnten. Er ist zu seinem Vergnügen da, und sein Gesicht drückt im allgemeinen Befriedigung aus. Seine Besichtigung dauert lange und ist genau. Oft ist der Einzelgänger auch ein Maler. Dieser bleibt vor seinen Auserwählten stehen. Er entfernt sich ein wenig, um das Ganze zu beurteilen. . . Neigt den Kopf auf die Seite. . . Schließt die Augen halb. . . Sieht wie durch ein Opernglas durch die geträumten Finger. . . Nähert sich schnell und prüft ganz nahe die Art der Ausführung, die Art der Pinselführung. . . Das ist durch Lasuren gemacht. . . Nein, das ist bid aufgetragen. . . Er bemerkt, daß die Leinwand rauh ist, und daß der Firnis abbröckelt. Wie schön das ist! Und diese Hand, wie das gezeichnet ist. . . Er möchte es berühren können. . . Plötzlich zieht er sich in den entferntesten Winkel des Saales zurück. . . Wie sich das hält. . . Wie das stimmt! . . Und wenn der Künstler in sein Atelier zurückgekehrt und die Trias ertappt! zu haben glaubt, bemüht er sich, jede Persönlichkeit zu verlieren, wenn er eine hat, und Van Eyck oder Frans Hals wieder hervorzu bringen. . . Sehr erwähnenswert ist der eilige Besucher. Er thut sein Möglichstes. Er hat sehr wenig Zeit für sich, eine Stunde etwa vor Abgang des Zuges, und er muß fünfshundert Bilder von Meistern besichtigen; das macht etwa 12 Sekunden für jedes Bild. . . schnell. . . Hop, hop! Er verschlingt die Meisterwerke, wie man Eier ausfällt. . . Wie spät ist es. . . Schon dreiviertel! Was ist das? Die Anbetung der heiligen drei Könige? . . Vorüber. . . Caprisi, halt! Das ist Rubens Meisterwerk! Fünfzehn Sekunden für das Meisterwerk von Rubens! . . Da! . . Weiter. . . Caprisi! Zehn Minuten vor voll! . . Fast laufend beendet er die Wanderung durch das Museum und im Winter wird er in den Salons erzählen, daß er „sein“ Antwerpener Museum gründlich kennt. Jetzt kommt der müde Besucher. Dieser geht in jedem Saal zunächst zum Sofa oder zur Bank. Er läßt sich nieder und prüft nachlässig die Bilder. Wenn er eine Seite gesehen hat, beschreibt er eine Vierteldrehung, prüft die folgende Seite, und so geht es weiter. . . Es giebt dann noch den Besucher, der das Museum einzig aus Gewissenhaftigkeit besichtigt. Er versteht nichts von der Kunst, und bleibt gähnend in jedem Saal einen Augenblick, als ob er das fünfshunzwanzigste Zimmer zu vermieten“ an diesem Tage besichtigte. Nur eine heftige Morboscene fesselt hier und da einen kurzen Augenblick seine Aufmerksamkeit. Andre folgen wie die Schafe dem Hirten dem Mann, der ihnen die Schönheiten erklärt. . . Sie gehen haufenweise mit geöffnetem Mund und herabhängenden Händen, stoßen sich, bleiben vor dem Meisterwerk stehen, folgen wieder dem Cicerone, halten von neuem plötzlich an. . . Vergessen wir auch nicht den Mann, dessen Frau findet, daß es „totmüde“ macht und „im ganzen genommen immer daselbe ist“. . . Sie setzt sich auf das Sofa, während der Mann heftig die Wanderung fortsetzt. Dieses Besucherpaar im Museum hat sein Gegenstück in den Jungvermählten auf der Hochzeitsreise. Sie fassen sich unter oder halten sich an der Hand und sehen die Bilder gar nicht an. Sie tauschen leise Liebesworte aus, verlassen sich nicht mit den Augen und gehen fort, ohne etwas gesehen zu haben. Zu Hause fragt man die „lieben Kinder“, was sie von der „Grablegung Christi“ von Meßys oder der „Anatomiestunde“ Rembrandts halten. Sie können sich nicht erinnern, erröten, sind verlegen, und gute Damen werden verständnisinnig und malitios den Schluß daraus ziehen, daß sie das Hotel nicht verlassen haben. . .

— Das billige Obst. Der „Frankfurter Zeitung“ wird aus St. Petersburg geschrieben: Ein russisches Provinzialblatt schildert folgende Scene. Ort: eine große Eisenbahnstation. Vor Ankauf eines Perion:zuzoes kommen einige Bäuerinnen aus den umliegenden Dörfern mit Milch, Eiern, Obst, Beeren usw. und setzen sich auf den Bahnsteig hin. Aus dem Stationsgebäude tritt ein Beamter und geht auf eine der Frauen zu.  
Der Beamte: „Wieviel willst Du für die Kirschen haben?“  
Die Bäuerin: „Wierzig Kopelen, lieber Herr!“  
Der Beamte: „Wa—as? Wie unterstehst Du Dich, von mir einen solchen Preis zu fordern? Das sind ja nicht mehr als sieben Pfund.“  
Die Bäuerin: „Aber ich bitt' Sie, Ew. Gnaden — es sind zehn Pfund und dann gebe ich sie Ihnen wirklich billig ab.“  
Der Beamte: „Ach, was Du sagst! billig! Wa warte mal!“  
Der Beamte geht in das Bahnhofsgebäude und kommt nach einer Minute mit zwei Stationsdienern zurück.  
Der Beamte: „Sagt diese Frau mit den Kirschen da weg und daß sie nicht mehr waagt, sich hier zu zeigen!“  
Die Kirschfrau entfernt sich, von den Dienern geleitet. Der Beamte wendet sich an eine andre Bäuerin und zeigt mit dem Finger auf ihre Erdbeeren.  
„Wieviel?“

„A—acht Kope—e—eken!“  
„Sechs sind genug. Da hast Du sie! Ihr dummen Weiber scheint nicht zu wissen, daß ich nichts dagegen habe, wenn Ihr von den Reisenden den zehnfachen Preis nehmt, aber von mir dürft Ihr nur den gewöhnlichen fordern.“  
Der Beamte entfernt sich. Die Bäuerinnen beraten sich untereinander und beschließen, dem Beamten einen Teil ihrer Beeren umsonst abzugeben und dafür bei den Reisenden die Preise aufzuschlagen. —

**Kulturgeschichtliches.**

— Eine alte Scharfrichter-Rechnung. Im diesjährigen Jahresbericht des altmärkischen Geschichtsvereins wird eine Werbener Scharfrichter-Rechnung aus der Zeit um 1600 veröffentlicht. Sie lautet: Der Rat der Stadt Werben a. E. hatte wegen Jürgen Bertrams Pferdedieb folgende Rechnung an den Marktmeister zu zahlen: 9 Thl. dem Scharfrichter für 9 Mahlzeiten, 4 Thl. den Gefangenen 4 Wochen zu speisen, 19 Schilling für Branntwein dem Scharfrichter, 8 Gulden 22 Schilling 2 Pf. für ruppinisches Bier im Stadtkeller der Scharfrichter mit seinem Gefinde versoffen, wie er den Gefangenen torquirt, 5 Gulden 12 Schilling an Bier im Stadtkeller versoffen, wie er den Pferdedieb gefenkert, 2 Gulden 16 Schilling für vier Scheffel Hafer des Scharfrichters Pferde, wie er den Gefangenen torquirt, 1 Gulden 8 Schilling für zwei Scheffel Hafer des Scharfrichters Pferde, wie er den Gefangenen aufgekent, 4 Gulden dem Marktmeister gegeben zur Zehrung, wie er nebst andren Leuten den Dieb wiedergefucht, 4 Gulden 18 Schilling beiden Wächtern in 19 Tagen den Gefangenen zu bewachen, jeden Tag und Nacht 3 Schilling, 5 Gulden dem Scharfrichter für die Torturen, 5 Gulden dem Scharfrichter, den Dieb zu henten, 1 Gulden 8 Schilling für Ketten und Strammen eidem, 1 Gulden 8 Schilling für die Peinliche Anlage eidem, 4 Gulden Eidem Fußlohn und 2 Gulden seinen knechten Trintgeld. —

**Physikalisches.**

cc. Der Marconische Apparat als Registrier-Apparat für Gewitter. Wie weit die drahtlose Telegraphie unmittelbare, praktische Verwendung finden wird, sieht noch dahin, so verheißungsvoll auch die Versuche schon sind. Dagegen verwendet man die neue Erfindung schon bei verschiedenen andren Einrichtungen. Auf der Sternwarte von Kalcoca (Ungarn), wo man zu Demonstrationszwecken einen Marconi-Apparat zur Funkentelegraphie hergestelt hatte, bemerkte man, daß er beim Aufsteigen von Blitzen ansprach. Das gab dem Direktor, dem Astronomen Fény, die Anregung, den Apparat direkt zu einem Gewitter-Registrator umzubauen. Ein wesentlicher Bestandteil der ganzen Einrichtung ist der Cöherer oder die Zeitröhre, in welcher ein metallisches Pulver, am besten aus versilberten Nickelstäben, sobald elektrische Wellen ausfallen, eine leitende Verbindung herstellen; ein Strom, in dessen Kreis die Röhre eingeschaltet ist, wird dadurch geschlossen. Solche Gleichgewichtsstörungen des elektromagnetischen Aethers, die sich wellenförmig ausbreiten, stellt jeder elektrische Funke dar, ein in der Nähe befindliches Läutewerk z. B. genügt schon, einen empfindlichen Cöherer zum Ansprechen zu bringen. Fény hat nun den Cöherer mit einem Schreibapparat in der Weise verbunden, daß beim Schließen des Stromes auch der Schreiber in Thätigkeit tritt, dann aber auch der Cöherer wieder erschüttert wird, so daß die Metallspänchen durcheinander fallen, wodurch die Leitung des Stromes wieder unterbrochen wird. Natürlich muß darauf geachtet werden, daß keine elektrischen Anlagen irgendwelcher Art in der Nähe sind, weil diese sonst den Cöherer zum Ansprechen bringen würden. Die durch Blitze verursachten Aetherstörungen werden von einer Auffangstange zu dem Cöherer geleitet, der dann auf sie anspricht. Der Apparat hat sich vorzüglich bewährt, so daß man Resultate erhielt, die man sonst nur durch mehrjährige Beobachtung oder ein sehr ausgedehntes Beobachtungsnetz erhält. Entgegen der allgemeinen Annahme, daß Nachtgewitter häufiger seien als Taggewitter, giebt auch dieser Registrator an, daß in den Mittagstunden zehnmal so viel Gewitter vorkommen, als während der ganzen Nacht. —

**Humoristisches.**

— Kleine Hände. Gast (entrüstet zum Kellner): „Na, hören Sie einmal, die Semmeln sind aber schon verdammt klein!“  
Kellner (achselzuckend): „Wedaure unendlich, die Semmeln hat jedenfalls ein Lehrbub' gemacht!“  
— Individueller Stoßseufzer. „Herr Fettle, es sind Drillinge.“  
Meßgermeister: „Himmel, giebt der Storch aber Zuwaag!“  
— Ausweg. Sie: „Eduard, unfres Jungen Bett ist zu kurz geworden, wollen wir ihm nicht ein neues kaufen?“  
Er: „s sind schlechte Zeiten. . . lassen wir ihm doch lieber die Haare schneiden.“ —  
(„Jugend.“)

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 17. August.